

frühen Christentums gewonnene Bedeutungsinhalt gewisser Wörter untersucht werden. An Veröffentlichungen wie zum Beispiel „*Sacrum commercium*“ von Martin Herz, „*Pietas Liturgica*“ von Walter Dürig oder „*Die DOXA TU THEU*“ von M. Steinheimer reiht sich nun Rehrls fleißige und mühsame Arbeit — in der Literaturangabe sind 66 benützte Werke angeführt — über die griechische Wortgruppe rund um *tapeinós* und deren Begriffsumfang in der griechischen Literatur.

Auf einem Gang durch deren weite Hallen, die ein Millenium umfassen, wird dargelegt: Auch antike Hellenen waren trotz der griechischen Neigung zu übersteigertem Selbstgefühl (S. 88) schon einer Haltung fähig, die sich der christlich verstandenen Demut zu nähern scheint (markante Beispiele und Belege S. 35, 39, 40, 51, 107 f., 116 ff., 122, 125–128, 135 f., 138, 140, 144 ff., 200 ff.), vor allem in der kultischen Sprache (S. 43, 47, 64, 87, 95, 101, 104, 110, 124, 164), aber auch nur nähert, ohne sie je vollkommen zu erreichen (vgl. S. 82, 102, 104, 122). Aristoteles beschreibt zwar diese Geisteshaltung, erwähnt aber das Fehlen eines entsprechenden Fachwortes (S. 197, unten). Möchte man den Profangebrauch der untersuchten Wörter die Grundstufe nennen, den Kultgebrauch (u. a. im Drama!) als eine Steigerungsstufe hinstellen, so kann man eine Hochstufe bei Philo (S. 54, 57, 67) finden, die Höchststufe aber in gewissen Stellen der LXX (S. 149 [j], 153, 155, 160, 162, 166, 169–172 [Würdigung dieser Texte], 184) sehen, ferner in ausgesuchten Stellen des Neuen Testaments (S. 176, 181–189, 197 nr. 4, 199 nr. 6 u. 7). Interessant ist, daß die Wortgruppe nirgends vertreten ist bei Markus und Johannes.

Die 29 Stellen im Neuen Testament sind alle scharf unter die Lupe genommen (S. 190). Beachtenswert ist die dreifache Auslegung des „*humilitatem ancillae suae*“ im Magnifikat (Seite 186–188). Auffallend ist die Deutung von Mt 11, 29: „... sanft gesinnt bin ich und von Herzen fühlend mit den Niedrigen“ (S. 179); dagegen siehe Bauer, Wörterbuch zum Neuen Testament, 4. Auflage 1952, Spalte 1161 / sub 2, b: demütig (Rehrl führt im Literaturverzeichnis die 3. Aufl., 1927, an).

Um den Bedeutungswandel im Laufe der Jahrhunderte nachzuweisen, sind unzählige Zitate zusammengetragen und Verweisungen angebracht; sie alle im Zusammenhang ihrer Quellen nachzulesen, wäre gewiß lehrreich; sie auch nur nachzuprüfen, hat heutzutage kaum jemand Zeit und Kraft. Das darf aber unterbleiben angesichts der Qualität der Arbeit, deren erster Teil (bis S. 146) Rehrls Dissertation war; neu ist die Untersuchung der LXX und des Neuen Testaments (bis S. 203). Die 316 Anmerkungen füllen weitere 15 Seiten. Zu Anm. 305 ließe sich noch ergänzen, daß auch das deutsche Wort *De-mut* mit *Dien(-en)* zusammenhängt; siehe Trübner, Deutsches Wörterbuch, II. Bd., S. 40! Ein Gräzist wird die immer wieder vorkommenden *Spiritus-*, *Akzent-*, *Abteilungs-* und *Rechtschreibfehler* bedauern; mitgezählt alles das, was ein Germanist beanstandet, ergibt sich eine Liste von 41 Mängeln.

Wer würde schließlich dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er am Ende (S. 225) von der Demut beteuert: „... jeder weiß zur Genüge, daß sowohl im griechischen als auch im christlichen Lebensraume zwischen Theorie und Praxis häufig eine nicht unbeträchtliche Kluft besteht.“ Man legt das Werk aus der Hand mit der Frage: Wo ist der Mann, der über die immense Zeit verfügt, um zu dieser Untersuchung das lateinische Gegenstück zu liefern über *humilis*, *humilitas*, *humiliare*?

Linz a. d. D.

Dr. Georg Lampf

Fundamentaltheologie

Die lehrende Kirche. Ein Beitrag zur Ekklesiologie M. J. Scheebens. Von Dr. theol. Wilhelm Bartz. (Trierer theologische Studien, 9. Bd.) (XVIII u. 188.) Paulinus-Verlag. Kart. DM 19.80.

Mit bemerkenswerter Einfühlungsgabe versucht in diesem Buche ein hervorragender Dogmatiker, die Ekklesiologie des großen Kölner Theologen Matthias J. Scheeben, die dieser nicht mehr schreiben konnte, aus dessen Traktat über den Lehapostolat, der im I. Band seiner Dogmatik (in den Paragraphen 10 und 11) enthalten ist, sowie aus anderen Veröffentlichungen Scheebens darzustellen. Durch seine umfangreiche literarische Tätigkeit im Kampfe gegen den Liberalismus und zur Verteidigung des Vatikanischen Konzils zehrte Scheeben vorzeitig seine Kräfte auf, so daß nach seinem allzu frühen Tode der IV. Band seiner Dogmatik von Leonhard Atzberger geschrieben wurde. In der dogmatischen Darstellung der Lehre von der Kirche, die dieser Band enthält, findet sich aber „keine Zeile von Scheeben“. Dessen Lieblingsgedanke war die Auffassung der Kirche als einer organischen Einheit. So zum Beispiel sieht er auch die Beziehung des „Lehrkörpers“ zum „Glaubenskörper“, zu der Gemeinde der Gläubigen, als organische Verbindung.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Er hat mit staunenswertem Fleiß alles aus den Schriften Scheebens gesammelt, was seinem Zwecke dienen konnte, um ein möglichst vollständiges Bild von dessen Lehre über die Kirche zu bieten.

Vor allem liegt ihm daran, die Ansicht Scheebens über die beiden Gewalten in der Kirche, die Weihe- und die Jurisdiktionsgewalt, genau darzustellen. Hier sucht er gegen Lorenz Schnell und M. Dom. Koster Scheeben zu verteidigen, der den Lehrapostolat sowohl der Weihegewalt wie auch der Jurisdiktionsgewalt zuordnet. Diese Ansicht Scheebens ergibt sich aus seinem organischen Kirchenbegriff, den er bis in die kleinsten Verzweigungen verfolgt. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die kirchenrechtliche Entwicklung seit dem Mittelalter zwar nicht zu einer feindlichen Trennung, wohl aber zu einer deutlichen Scheidung der beiden Gewalten geführt hat und daß in verschiedenen kirchlichen Dokumenten der Lehrapostolat der Jurisdiktionsgewalt zugewiesen wird. Jedoch wollen diese Aussprüche vielleicht nur affirmativ und nicht exklusiv verstanden werden, so daß die Beziehung der Lehrgewalt zum Ordo nicht ausgeschlossen ist. Dies deutet ja auch der Ritus der Bischofsweihe an, in dem der Neugeweihte immer wieder auf das Lehramt hingewiesen wird, und der aus einer Zeit stammt, da mit der Erteilung der Weihe auch gleich die Amtsübertragung verbunden war. Man kann daher nur die Bemerkung M. Grabmanns unterstreichen, daß „Scheebens Gedankengänge den Wunsch nach einer Untersuchung der Lehre über das Verhältnis von Weihe- und Leitungsgewalt in ihrem historischen Wandel laut werden lassen“, um so mehr, als für diese Frage bereits bedeutende Vorarbeiten vorliegen.

St. Pölten (NÖ.)

Dr. Karl Schmidt

Theologie des Wunders. Von L. Monden S. J. Aus dem Niederländischen übertragen von ruth-elisabeth. (357.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 29.50.

Dieses Buch dürfte für längere Zeit die umfassendste Arbeit über das Wunder sein, das ja nicht nur bei Heiligsprechungen von der Kirche gefordert wird, sondern auch als entfernte Vorbedingung des Glaubens sowie für dessen apostolische Begründung unentbehrlich ist. Den Glauben an das Wunder bedrohen in unserer Zeit sowohl rationalistische Ablehnung alles Wunderbaren wie auch — abyssus abyssum invocat — kritiklose Wundersucht, die heute mehr denn je eine Gefahr für den wahren Glauben bildet, da sich das Sensationsbedürfnis des modernen Menschen an alles Außerordentliche und Unerklärliche anklammert.

Der Verfasser ist Professor an der Universität Löwen und hat für dieses Buch mit staunenswertem Fleiß eine Fülle von Literatur durchgearbeitet. Er schickt der apologetischen Bearbeitung des Themas eine Theologie des Wunders voraus, indem er aus den Dokumenten des Glaubens erhebt, was die Kirche über das Wunder lehrt, und so einen richtigen Standpunkt für die Verteidigung des Wunders gewinnt. Gegenüber denen, die aus apologetischen Gründen das Wesen des Wunders in einer „Durchbrechung der Naturgesetze“ erblicken, hebt er im Anschluß an das Vaticanum I dessen „Zeichencharakter“ hervor, wie das schon immer besonnene Apologeten getan haben. Nicht ohne eine kleine Übertreibung hält er dafür, daß eine schon bei dem Aquinaten einsetzende und bis ins 19. Jahrhundert fortdauernde Entwicklung diese Bedeutung des Wunders als eines Zeichens, das Gott zur Beglaubigung der Offenbarung wirkt, in der theologischen Wissenschaft mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt hat. In der Tat sind die Naturgesetze nicht, wie der rationalistische Deismus und der monistische Naturalismus auf Grund der damaligen mechanistischen Weltansicht meinten, ein starres Schema, das freischwebend in sich gegründet wäre und kein Walten eines höheren Willens zuließe, sondern sie sind nur die gleichbleibende, wiewohl vielfach abgestufte Wirksamkeit der Naturkräfte, die aber in Gottes Hand sind und gegenüber seinem Machtanspruch immer offen stehen, wie sie ja auch der menschlichen Einwirkung gehorchen. Darum geben andere Autoren, zum Beispiel Georg Siegmund, gegenüber diesem „fast mythischen Naturgesetz“, das ja eine Abstraktion sei, dem Gedanken einer „Naturordnung“ den Vorzug. Die Betonung des Zeichencharakters, der dem Wunder zukommt, erleichtert auch die so wichtige Abgrenzung desselben von parapsychologischen Leistungen, die deswegen durchaus nicht bagatellisiert werden müssen. Hiezu scheint bei unserem Verfasser eine gewisse Neigung zu bestehen.

Monden macht sich die Einteilung des Wunders bei Benedikt XIV. zu eigen, der zwischen großen und kleinen Wundern unterscheidet. Die ersten übersteigen die Kräfte jeder Kreatur, die zweiten nur die der körperlichen und sichtbaren Natur. In einem eigenen Kapitel spricht er über das „Fehlen des großen Wunders außerhalb der katholischen Kirche“. Diese Behauptung müßte doch erst genauer bewiesen werden.

In dem vorliegenden Buch werden nicht nur die biblischen Wunder untersucht sowie die Wunder vergangener Zeiten, sondern auch neuere Wunderberichte. Besonders ausführlich beschäftigt sich der Autor mit den Wundern von Lourdes, von denen er eine ganze Reihe bespricht, unter anderen auch die Heilung der Wienerin Edltraud Fulda.

Kleine Ungenauigkeiten sind in einem so umfangreichen Werke kaum zu vermeiden. Auffallend ist zum Beispiel die Schreibweise Tyane statt Tyana. Sehr ansprechend ist der Vergleich,